

Vierzehntes Kapitel.

Wieder deckt Winterschnee Hügel und Haide, Wiese und Wald von Enger. Die Sterne der Weihnacht erglänzen hehr und feierlich über der Burg und den einsamen, wie im Schnee begrabenen Gehöften. Tiefe Stille waltet auch drinnen in der Burg. Vergebens hat der alte Helmanrich auf den Hornruf des Turmwarts geharrt, der seines Herrn Heimkehr den Burgbewohnern künden sollte. Vergebens haben die Frauen in ihrem Gelaß auf den Eintritt des Boten gelauscht, der ihnen Kunde von den in weiter Ferne zu Felde Liegenden brächte.

Vange Sorge lastet auf Frau Gevas Gemüt. Verschwiegener Kummer schaut aus Irmengarts großen ernsten Augen, aber all ihr heimlich Vangen gilt doch einem nur, dem Vater. Sigrun trägt Sorge und Kummer treulich mit. Oft starret sie mit einem geisterhaften Blick in den wasserblauen Augen in die Ferne und schüttelt dann traurig und hoffnungslos das graue Haupt. Doch hilft fleißige Arbeit den einsamen Frauen immer wieder über die trüben Stunden hinweg. Es ist ein emsiges Schaffen am Rocken, ein sorgendes Sinnen für die Bedürfnisse ihrer Umgebung im engeren wie im weiteren Kreise. Manch ein gewichtiges Linnenstück wird aus der Garnkammer hervorgeholt, manch ein wollenes Gewand zur wärmenden Winterwat für Bedürftige hergerichtet, auf daß auch sie bei der Christbescherung in der Halle

ihres Herzens Wunsch gewährt finden möchten. Bis in die Nacht brennen jetzt die Kienspanlichter im Frauengemach und fröhlicher blicken die Angesichter unter der Arbeit, an welcher auch die Dienerinnen fleißig mitschaffen.

„Irmengart,“ spricht die Mutter bittend, als sie allein in der Kemenate beisammen sind, „singe mir einmal wieder jenes Lied, das du so gerne anstimmtest, in den schönen Tagen, als noch das Glück heimisch war in der Engerburg!“

Irmengart aber wehrte leise: „Laß, Mutter! Die Singdrossel schweigt im winterlichen Walde, und die Holztaube girt nicht mehr, wenn der Herbststurm ihr das sichere Versteck im Dickicht zerzauste. Auch das Singen hat seine Zeit.“

„Du hast recht,“ antwortete Frau Geva seufzend. Aber da sie sieht, wie traurig Irmengarts Augen blicken, sagt sie ermutigend: „Doch kehrt des Waldvogels Lenzzeit wieder, und auch dein Mund wird neues Singen lernen, mein Kind!“

2/ So war die heilige Christnacht nahe gerückt, und die Tanne des Waldes, dieses immer frische und lebendige Hoffnungszeichen der Christen, harnte schon ihres schlichten Festschmuckes. Aber in vielen Wohnungen in und um Enger wollte das Rüksten nicht so fröhlich wie sonst von der Hand gehen, denn die Gatten und Söhne fehlten, welche fern in des Herzogs Heerbann weilten.

2/ Auch Frau Bertha hatte, als der Sommer schwand und der Herbst mit schimmernden Fäden das Winterkleid der Erde zu weben anhub, mit heimlichem Sehnen dem Christfest entgegen geschaut. Hoffte sie doch, der Vater werde selbst wieder die Weihnachtstanne im Walde auswählen und sie schmücken helfen. Vergebliche Hoffnung! Wohl redete sie sich Mut mit dem Gedanken ein, daß ein Kriegszug mühselig sei und in Kürze nimmer beendet werden könne. Aber in den langen

dunkeln Nächten floh doch der Schlaf ihr Lager. Das Gebet allein war ihr Trost. Und brünstiger stieg es empor, sich wie eine starke Schutzwehr zwischen die geliebten Gestalten und die anstürmenden Feindeslanzen stellend. Auch ihres auf einem andern Schlachtfelde kämpfenden Ältesten gedachte sie treulich. Gewiß er mußte es fühlen, daß der Mutter Gebet ihn wie die Luft umschwebte, deren Odem er trank. Und wie oft geschah es dann, daß sie in solch ausdauerndem heißen Gebetskampf den Sorgenfeind im eigenen Herzen siegreich in die Flucht schlug.

Der heilige Abend stand vor der Thür. Frau Geva hatte eine hohe Tanne hauen und in die Halle tragen lassen. Die hatte Irmengart mit schimmernden Ketten geschmückt, aus roten Beeren des Stechdorns zu Korallenschnüren gereiht, bei welchem Thun ihr Hildbrud emsig zur Hand gewesen war. Jezo hing sie rotwangiger Äpfel eine große Menge in die vielbegehrenden Zweige, auch manche Eichel und Nuß, sorglich umspinnen mit Goldfäden, welche sie von ihrer Stickerie übrig hatte. Noch blieb der Engel zu befestigen, der über dem Gezweig des Baumes schweben sollte. Das himmlische Gewand hatte sie ihm selbst genäht, und die goldene Lilie in seiner Rechten war ihrem Schmuckkästlein entnommen. Doch machten ihr die Flügel viel Kopfbrechens, die bald zu groß, bald zu klein ausfielen, und manches Stück Weißzeug hatte sie nutzlos schon bei der Probe zerschnitten. Endlich erschienen ihr die Flügel eines himmlischen Boten würdig; nun bestreute sie diese mit Goldstaub, so daß es darüber glänzte wie Sterngeflimmer.

Was würde Angila dazu sagen? Irmengart empfand warme Freude im Herzen, dachte sie an des Kindes Entzücken. Sie fühlte, es giebt eine höhere, reinere Freude als Erdenfreude, jene himmlische, von welcher die Engel im Bethlehemsfeld sangen und sagten, als sie Gottes seliges

Christgeschenk an die ganze Menschheit den armen Flurhirtten verkündigten.

Mit dieser Freude im Herzen ging Irmengart hin und wieder, reiche Gaben auf den Tischen ausbreitend für Gäste und Gefinde. Auch häufte sie viel süßes Honiggebäck in Gestalt von allerlei Tierlein auf Teller und Schüsseln, an dessen Bereitung sie hausmütterlich manchen Tag in der Küche geholfen. Lächelnd legte sie eben die Gaben für die Kinder vom Freihof auf ein kleines Tischlein, welches sie also rückte, daß der Engel gerade darüber zu schweben kam — für Angila eine Puppe, die sie mühsam gefertigt, für Hilbrud eine schmucke Pelzhaube, für Heribert ein Reiterwämslein und einen kleinen Kriegerhelm, welchen ihr der allein in der Schmiedewerkstatt zurückgebliebene Bursche bereitwillig zurechtgehämmert hatte.

Schon waren die Bedürftigen auf der Diele versammelt, wo sie reichlich mit Speise und Trank bewirtet wurden. Da erscholl in das Läuten der Christvesperglocken, welches von der Engerkirche herüberdrang, mit grellem Klang der Hornruf des Turmwarts, bei dessen Schall Frau Geva, die eben in die Halle trat, auffuhr und Irmengart zurief: „Horch, sie sind es, sie kehren heim!“

Irmengart drückte Angilas Köpfchen fest an sich. Sie hatte das Kind auf den Arm genommen, damit es den Weihnachtsengel im Tannenbaum besser bewundern könne. Eine große Bewegung entstand unter den Versammelten. Frau Bertha umschlang ihr liebes Zwillingspaar und sagte fröhlich: „Nun kommt der Vater am Ende gar! Das gäbe den aller schönsten Christabend!“

Da trat der greise Helmanrich auf die Schwelle. So eilend, wie es seine alten Füße erlaubten, näherte er sich der Burgfrau mit der Meldung: „Ein reisiger Mann steigt eben vom Roß. Wollt Ihr ihm in der Halle Gehör geben, Herrin?“

„Ja, guter Helmanrich, führe ihn schnell herein. Gute Botenschaft möge er bringen.“

Sigrun trat hinter den Sitz der Burgfrau. Dort stand sie mit fast erstarrten Zügen, wie ein verwittert Steinbild anzuschauen, doch mit den Spuren einstiger Schönheit, den stillen Blick unbeweglich nach jener Richtung gewendet, in welcher der Bote erscheinen mußte. Es war einer von Herrn Wittekind's Jägern, eine stämmige Gestalt. Doch traurig war der Blick des sonst so kecken Auges und wankend der Gang dessen, der gewohnt war, mit behendem Fuß der Wildesspur zu folgen.

Die Burgfrau aber hielt es nicht länger auf ihrem Sitz, sie that einige Schritte ihm entgegen und rief: „Was für Kunde bringst du? Rede, Mann!“

Schwer keuchte der Jäger; er atmete tief, suchte nach Worten, aber die Lippe zuckte — kein Laut ward hörbar.

Da faßte Frau Bertha den schier Erstarrten kräftig beim Arm, schüttelte ihn und rief: „Warum schweigst du? Bist du ein Schreckensbote?“

Dumpf sprach der Jäger: „Mehr noch, ein Todesbote! Zwei von denen, die ausritten, kehren nimmer heim!“

Die Frauen wankten. Es gellte der Ruf: „Wer sind die beiden?“

Der Jäger stöhnte. Er griff nach Frau Berthas Hand: „Meiner Treu, ich kann's den edeln Frauen nicht ins Antlitz sagen — unser Herzog und der junge Herr — blutend lagen sie hingestreckt wie zwei Edelhirsche auf dem Waldgrund, dort wo der Kampf am heftigsten getobt um Herzog Gerolds Burg. Im Neckarfluß wuschen wir unsers Herrn Todeswunde — in seines Sattelmeiers Armen verhauchte er sein Leben.“ —

Da ertönte ein markerschütternder Schrei durch die Halle; bewußtlos sank Frau Geva in Sigruns Arme, Irmengart

aber barg ihr erbliches Antlitz an Frau Berthas Brust, leise schluchzend: „Mein Vater, o mein Vater!“

Derweil kauerten die Kinder in seliger Weihnachtslust unter dem Tannenbaum, sorglos spielend mit Puppe und Helm, unbekümmert um Sterben und Erdenleid, während das Ingefinde sich traurig und verstört zurückzog.

Also endete dieser Christiabend in der Engerburg, durch deren Thor Herr Wittekind nicht wieder schreiten sollte, um den lange verwaist gewesenen Hochsitz einzunehmen. Darob erhob sich ein großes Wehklagen im ganzen Engerland und darüber hinaus, und die Glocken der frohen Weihnacht tönten jetzt mit grabesdumpfem Klang in das Herz des getreuen Westfalenvolkes. In bangem Schweigen harpte es der Heimkehr seines toten Herzogs. Endlich kam die Kunde, der Trauerzug nahe sich den heimatischen Marken. Da machten sich alle auf, ihrem Herzog entgegen zu ziehen im festtäglichen Gewand. Und mochte auch mancher aus diesem Kriegszug nimmer heimkehren zu Weib und Kind, die große allgemeine Trauer galt doch einem allein, dem Vater seines Volks, dem tapfern und starken Helden Wittekind!

Es war am Dreikönigsfest um die Mittagsstunde, als mit großem Geleite die irdische Hülle des größten der zwölf Häuptlinge des Sachsenlandes — des Königs der Angrivarier, wie man ihm hernach auf sein Grabmal schrieb — von seinen Gefolgs getragen, in Enger einzog. Voran führte der Sattelmeyer Wolfbrant seinen schlohweißen Hengst, „das Herzogsroß“, sattellos — traurig hielt das edle Tier den Kopf zur Erde gesenkt mit der wallenden Stirnmähne, darunter das Sternlein glänzte von fuchsrotem Haar. Nie hatte es einen andern Reiter auf seinem Rücken geduldet, als ihn, den Wittekind. Und daß sie ihn jetzt zu Grabe trugen, sein Roß wußte es.

Des Volkes wegen, dessen Menge stetig anwuchs, brachte

man die Königsleiche nicht erst in die Burghalle, sondern in die Engerkirche, wo sie von Priestern empfangen wurde, nachdem man sie zuvor, in feierlichem Rundzug, dreimal um das Gotteshaus geführt hatte. Dann erst trug man sie ins Chor und in das Geläut der Glocken, das Absingen der Trauerlitanei und das Gebet der Priester, mischte sich das Schluchzen des hereindrängenden Volkes, ein erschütterndes Schluchzen, als risse man ihm ein Stück vom Herzen, indem man seinen ruhmreichen Führer in die Gruft bettete, als versenkte man mit ihm den letzten glänzenden Rest einer glorreichen Zeit. Aber die zu ihren Höfen, Eichenkämpfen und Strohhütten Heimkehrenden trugen das lebendige Heldenbild von der Ruhestätte im Herzen mit sich fort und gruben es mit dem Grabstichel der Liebe und Treue in das aufhorchende Gemüth von Kindern und Kindeskindern, daß es, von übermächtigem Schein umgeben, fortlebte in Sage und Lied, Jahrhunderte hindurch, bis auf diese Stunde. Und so hätte es schier des Steinbildes nicht bedurft, seine äußerliche Erscheinung festzuhalten, \*) wie er, im priesterlichen Talare, mit dem Königszepter in der Hand, dort schlummert, der streitbare Sachsenheld, im Kirchenchore von Enger. Die kleine, zerfallene Dorfkirche des heutigen Enger hütet das graue, verwitterte Steinbild wie ein Heiligtum.

Aber kein Meißel der Erinnerung hat uns jenes andere Bild bewahrt, welches sich in der kalten Winternacht dem wachenden Priester zeigte, als der Tote noch in voller Waffenrüstung im Chore aufgebahrt lag. Das fahle Licht der ewigen Lampe wirft seinen ruhigen Schein auf zwei verhüllte knieende Frauengestalten und auf die gemalten Buchstaben ihres aufgeschlagenen Psalters; beide sind Witwen,

\*) Aus Freiligraths und Schückings: „Romantischem Westfalen.“

doch eine nur mit dem tiefen Witwenweh im Herzen — beide nicht weinend und klagend, sondern in stille Trauer versenkt, betend, bis der Morgen dämmert und das Licht der Lampe überstrahlt. Dann erheben sie sich leise und hüllen sich fröstelnd fester in die dunkeln Mäntel. Der stille Schläfer bleibt allein. Aber ein Lächeln schwebt über die erstarrten Züge, als hätte der Tote den Lebenshauch der Liebe verspürt, welche in Ewigkeit bleibt.

\* \* \*

Herzog Albion hatte der jungen Witwe seines im Kampfe gefallenen Sohnes die Botschaft gesendet, daß er mit der Leiche weiter östlich über die Weser gezogen sei, um sie daheim unter seinem treuen Ostfalenvolke zu bestatten. Auch hatte er den beiden Frauen dringend den Schutz seiner Burg angeboten, als der älteste Freund Witttekinds, in welche sie als Herrinnen Einzug halten möchten, ihm, dem Vereinsamen, zur Freude.

„Mutter,“ fragte Irmengart zaghaf, „was wirst du thun? Gedenkst du dem Rufe des Herzogs zu folgen?“

Aber Frau Geva schüttelte das Haupt. „Ich sollte von der Stätte weichen, da er ruht? Nimmermehr! Vielleicht, daß auch mir bald die Todesbotin naht. Nicht fern von ihm darf sie mich finden. Denn er harret mein in der einsamen Gruft!“ — Sie sprach es mit einem müden Lächeln. Irmengart aber schaute mit einer jähen bangen Ahnung der Mutter in das seltsam veränderte Antlitz.

Von dem Tage an nahmen Frau Gevas Kräfte merklich ab. Von einer schleichenden Krankheit ergriffen, sank sie aufs Lager. Oft, in der Fieberhitze, rief sie nach Witttekind, ihrem Gelben. Dann wollte sie mitten durchs brausende Nordmeer ihm entgegen, denn sie sah ihn am jenseitigen Ufer stehen und ihr winken. Aber ein flammenspeiendes Meer

ungeheuer wehrte es ihr. Hitziger wurde das Fieber. „Angilbert, mein Liebling,“ rief sie oft, „kehre zurück! Es ist Zeit, daß du den Herrnsitz einnimmest. Ach, er bleibt sonst leer! Ist keiner da aus Wittekinds Geschlecht!“

„O Mutter,“ beschwichtigte Irmengart die Stöhnende, „hast du Wigberts vergessen? Lebt er nicht? Wird er nicht heimkehren, Burg und Reich einzunehmen?“

Da nickte die Kranke matt und wurde ruhiger. Endlich gab sie sich ganz zufrieden. Sigrun wich nicht von dem Lager der geliebten Herrin. Aber auch ihre Kraft nahm merklich ab; weltfremder wurde der Blick ihres Auges. „Nimm Abschied, Kind,“ sprach sie zu Irmengart. „Beim Vollmondschein sah ich die Norne über die Haide von Enger schreiten. Ihr weißer Finger wies auf der Mutter umflortes Wappenschild — nimm Abschied, Kind, denn es ist Zeit!“ Dann fuhr sie mit der welken Hand wie liebtosend über Irmengarts goldenen Scheitel und flüsterte: „Armes Turmschwälblein!“ —

Sanft schlummerte Wittekinds Witwe ein. Lenzwind wehte, als man sie an der Seite ihres Gatten in die Kirchengruft von Enger zur letzten Ruhe bettete. Und einige Wochen später senkte man auch Sigruns müdes Gebein in die österliche Erde auf dem stillen Friedhofacker.

Irmengart war nun ganz allein. Die Zeit war gekommen, da ihr Traum sich erfüllte. Sie rief die trauten Namen der Thren, aber keine Antwort kam ihr. Wohl that sich ihr Mutter Berthas Herz in dieser Kummerzeit weit auf in fürsorglicher Liebe — was aber sollte hernach aus ihr, der Vereinsamten, werden, wenn Bruder Wigbert, der auf der Heimkehr begriffen war, in die Burg einzog? Dann war ihres Bleibens ohnehin nicht mehr hier.

Da reiste in ihrem Gemüt der schon lange still gehegte Wunsch, sich in den Schuß eines Stiftes zu begeben, zum

festen Entschluß. Sehnsuchtsvoll ließ sie oft den Blick über die waldigen Höhen des Osning schweifen, dahinter die Frauenabtei von Herbede<sup>\*)</sup> als eine freundliche Zufluchtsstätte ihr winkte. Darüber meinte sie in stiller Nacht den Stern glänzen zu sehen, der sie an goldenen Strahlenfäden hinauf ziehen wollte. Da legte sie ihr herzoglich Kleid ab und ließ sich das Kreuz auf das Nonnenkleid heften. Von irdischem Besiz aber führte sie nichts mit hinüber, als des Vaters kostbares Evangelienbuch, ihren Trostpsalter und Friedeberts geschnitztes Büchlein mit dem Kleinod, das es barg.

Es war einer jener milden Frühlingsabende, deren unbeschreibliche Lieblichkeit einen sanften Widerschein, wie von Verklärung, uns in die Seele gießt, sodaß die Ewigkeitshoffnung, welche eine Zeitlang vielleicht unter dem Schnee und Weh des Winters schlummernd gelegen, mächtig aufwacht und in tausend Blütensternen aufbricht. Heute hatte Irmengarts Fuß, nach feierlicher Einholung, die Schwelle der Frauenabtei zum steten Verbleiben überschritten. Mit mütterlicher Liebe hatte die fürstliche Äbtissin Wittkeinds Tochter in ihre Arme geschlossen und ihrer, sowie der ganzen Genossenschaft Freude über den Gewinn der neuen edeln Schwester Ausdruck gegeben. Irmengart blieb allein in ihrem Gelaß. Allein? War sie's nicht lange vorher schon gewesen? Warum denn bedeckte sie ihr Antlitz mit den Händen? Warum tropften langsam heiße Thränen durch die feinen Finger? Begrub sie heute nicht ihre Jugend? War sie stärker als Saphras Tochter, die eine Klage anhub auf den Bergen Judas? — Jetzt trat sie an die schmale Fensteröffnung. Über dem lieblichen, von Hügeln umfränzten Thal, schimmerte rötliches Abendgewölk. Irmengarts Auge hing an der vergänglichen Schönheit, als wollte ihr

---

<sup>\*)</sup> Herford.

Blick hindurchbringen zu dem Glanze der unvergänglichen.  
Langsam verglomm der Purpurschein. Aber der Abendstern  
tauchte dafür aus dem erloschenen Farbenschimmer, ruhig,  
mild und schön. Da faltete Irmengart ihre Hände und  
betete voll Andacht: „Nieder ging die Sonne. Aber zu dir  
komme ich nun beim Schein des Abendsterns, zu loben dich,  
Jesus Christus! Amen.

